

Rechte Gunst oder Ruhigstellung?

Bemerkungen zum Verhältnis von Wanderschaft und bürgerlicher Existenz in Joseph von Eichendorffs „Taugenichts“ und in den Notizbüchern Hermann Otto Paternas

1. Wem Gott will rechte Gunst erweisen

Auf den ersten Blick mag es überraschen, einen der klassischen und volkstümlich gewordenen Referenztexte der deutschen Romantik und das Notiz- und Tagebuch eines psychisch kranken Schneidergesellen am Ende des 19. Jahrhunderts zueinander in Beziehung zu setzen, aber zwischen Joseph von Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“¹ und den Notaten Hermann Otto Paternas besteht insofern eine Verwandtschaft, als Paterna in seinem Notizbuch neben anderen Texten genau dieses Eichendorffsche Gedicht „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“² notiert hat. Das Lied/Gedicht muss ihm also etwas bedeutet haben.

Zu Paternas Lebzeiten hatte sich das Gedicht mit seinem volksliedhaften Charakter längst gegenüber der Novelle verselbständigt. Aus Paternas Abschrift ist nicht zu schließen, dass dieser neben dem Gedicht auch Eichendorffs Novelle kannte. Dennoch lässt sich sagen, dass diesem Gedicht, das in der Novelle leitmotivisch und zentral ganz am Anfang steht, für die sorglose Wandererexistenz des Taugenichts wie auch für das Wander- und Schneiderleben Paternas zentrale Bedeutung zukommt, auch wenn diese dem Schneidergesellen selbst nicht bewusst gewesen sein mag.

Das Gedicht verbindet Motive der Wanderschaft, der Sorglosigkeit, des Mutes, des Aufbruchs in die weite Welt, der Führung durch die Vorsehung Gottes miteinander zu einer Lebensorientierung und Alltagsethik³, welche der Taugenichts mit der Geige und der Schneidergeselle auf je unterschiedliche Weise realisieren. Es lohnt sich darum, beider Lebensentwürfe samt Zielen, Lebenswünschen, Begehren und dem Verwirklichen desselben miteinander zu vergleichen.

Dafür soll nach dieser Einleitung (1) zuerst das Gedicht interpretiert werden (2), bevor in einem Doppelschritt zuerst seine Bedeutung für die Geschichte des Taugenichts (3), dann für das Arbeits-, Wander- und Krankenleben Hermann Otto Paternas (4) herausgearbeitet wird. Vergleichende und resümierende Bemerkungen werden diesen Essay abschließen (5).

2. Sorglosigkeit, Fröhlichkeit, Frömmigkeit und Staunen

In Eichendorffs Novelle steht das Gedicht gleich am Anfang⁴. Der romantische Schriftsteller Eichendorff preist den Wanderer, der in die Welt aufbricht. Wer wandert, erfreut sich der Gunst Gottes und er kann sein Lebensglück als Zeichen einer besonderen göttlichen Gnade betrachten. Dem aktiven, mutigen Wanderer stehen die „Trägen“ gegenüber, die zuhause im sicheren Schutz ihrer bürgerlichen Welt verbleiben. Dort erleben sie nichts anderes als „Sorgen, Last und Not um Brot“. Genau davon kann und will sich der Wanderer befreien. Er singt, er freut sich mit den Vögeln, deren Gesang er hört. Er kann in die Welt hineingehen, sich an ihr freuen und fröhlich in ihr leben, weil er sich von Gott und in Gott geborgen weiß. Genau darum muss der Wanderer sein Leben nicht planen, sondern er kann sein Lebensgeschick in die Hand Gottes abgeben: „Den lieben Gott laß ich nur walten, (...)“. Gott sorgt dafür, dass es mit dem Leben des Wanderers „aufs Best“ bestellt und geregelt ist.

Der typologischen Figur des Wanderers eignet eine ausgesprochen optimistische, zuversichtliche Grundorientierung. Er zieht ohne konkretes Ziel in die Welt hinaus, er macht sich um Ernährung, Schlafplatz, Finanzen keine großen Sorgen. Er lebt in den Tag hinein und vertraut sein Schicksal Gott an. Da er auf seiner Wanderschaft jeden Tag zu einem neuen Ziel gelangt, muss er sich auch keine Gedanken über soziale Kontakte, Kommunikation und Familie machen. Die Familie kann er hinter sich lassen, Freundschaften und Gespräche werden sich ergeben. Lebensplanung und -orientierung überlässt er den Langweilern und den Spießbürgern.

In der lebensfrohen Grundhaltung spiegelt sich im übrigen nicht nur ein romantisches, sondern auch ein christliches Motiv der Sorglosigkeit, wie es Jesus von Nazareth zum Beispiel in der Bergpredigt ausgedrückt hat: „Darum sage ich euch: Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben

¹ Joseph von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle (1826), hrsg. von Hartwig Schulz, 2. Aufl., Stuttgart 2008.

² Hermann Otto Paterna, Transkription, 05 verso–06 recto.

³ Zum Begriff der Alltagsethik siehe Wolfgang Vögele, Weltgestaltung und Gewißheit. Alltagsethik und theologische Anthropologie, Münster u.a. 2007.

⁴ Eichendorff 2008 (Anm.1), S. 8.

mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung? Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?“⁵

Es überrascht, dass beide, Eichendorff wie Paterna in ihren weiteren Überlegungen dieses christliche Motiv der Sorglosigkeit, auch seine Verbindung mit dem alltagsethischen Motiv der Führung durch Gottes Vorsehung nicht weiter aufnehmen. Es könnte sich um ein spirituelles Relikt handeln, dass bei Eichendorff zwar noch in den Katalog romantischer Motive gehört, aber in der Geschichte keine Rolle mehr spielt. Für Paterna gilt, dass er sich zwar als getauft und konfirmiert bezeichnet, aber noch mehr als bei Eichendorff haben diese religiösen Anspielungen keine weitere Bedeutung mehr.

Trotzdem nimmt sich das Gedicht aus wie ein entfaltetes Lebensmotto, eine Alltagsphilosophie in nuce, die Sorglosigkeit, Fröhlichkeit, Frömmigkeit und Staunen über Gottes schöne Natur, über seine Schöpfung miteinander verbindet.

3. Die Verwandlung des Taugenichts in einen Bürger

Man kann Eichendorffs „Taugenichts“ als den Versuch lesen, dem gebildeten und etablierten Publikum einen romantischen Gegenentwurf zur Figur des Bürgers und Spießbürgers zu präsentieren. Der Taugenichts wäre dann eine ungezwungene Sehnsuchtsfigur, in der sich das heimliche Begehren der von Zwängen und Einschränkungen gequälten bürgerlichen Leserschicht spiegelt. Eine solche Lektüre entspräche der Lebenseinstellung, die durch das Gedicht am Anfang der Novelle vermittelt wird, aber sie würde nicht die Bewegung widerspiegeln, die Eichendorff seinem Protagonisten zumutet und in der sich die Dialektik zwischen Bürgerlichkeit und deviant ungezwungener Lebensweise widerspiegelt.

Denn der Taugenichts trägt ja diesen Namen nicht umsonst. Er lehnt es schlicht ab, Pläne für sein Leben zu machen und achtet mehr auf den Gesang der Vögel und sein Geigenspiel als auf Erwägungen der Nützlichkeit und der Lebensorientierung. Für

die bürgerliche Gesellschaft scheint er im wahren Sinne des Wortes nicht zu taugen. Das Leben als Steuer- und Zolleinnehmer findet er langweilig. Diese Langeweile bedrängt ihn so sehr, dass er sich entscheidet, in die weite Welt aufzubrechen und sich dem bürgerlichen Leben mit seinen Zwängen zu entziehen. Eichendorff schickt ihn auf eine Wandertour, die ihn bis nach Rom führt, wobei ihm stets neue Begegnungen und Zufälle den Weg weisen, ohne dass er die Zusammenhänge durchschaut, geschweige denn die Zufälle seines Lebens durch Planung und Berechnung steuert.

Das aber scheint den Taugenichts nicht besonders zu stören. Wenn überhaupt, dann treibt den Taugenichts die angebetete schöne Frau voran, nach der er sich in Sehnsucht verzehrt. Ansonsten verlässt er sich darauf, dass seine Wanderschaft schon irgendeinen Sinn macht, ganz im Sinne des leitmotivischen Gedichts am Anfang. Den Leser verwirren diese undurchsichtigen Zusammenhänge, die Eichendorff erst am Ende der Novelle aufklärt und vor allem erst auf der letzten Seite zu einem glücklichen Ende, samt der Heirat des Taugenichts mit seiner angebeteten schönen Frau führt.

Am Anfang der Novelle freut sich der sorglose junge Mann: Er spielt die Geige, er singt, er kann in die Welt hinausziehen. Die anderen müssen arbeiten. „Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte.“⁶ Danach folgt das Gedicht „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, das der Taugenichts programmatisch selbst singt und sich dabei auf der Geige begleitet und damit prompt die Aufmerksamkeit von zwei geheimnisvollen Damen hervorruft, die ihn in der Kutsche mitnehmen.

Im Garten des Schlosses, das die Kutsche erreicht, hält ihm der bürgerliche Gärtner eine (Moral)-Predigt: „...wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam sein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotlosen Künste und unnützes Zeug treiben sollte, da könnte ich es mit der Zeit auch einmal zu etwas Rechtem bringen.“ Der biedere Gärtner artikuliert den wohl abgewogenen Lebensentwurf des Bürgers mit einer rechtschaffenen Existenz und bildet damit ein Gegenbild zur Lebensorientierung des Gedichts am Anfang. Allerdings reagiert der Taugenichts eher mit Ablehnung: „Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen.“⁷ Genau das macht den Wanderer zum Taugenichts:

Er schenkt den Prinzipien der Bürgerlichkeit keine Beachtung. Dabei weiß der Taugenichts sehr genau um den Nutzen bürgerlicher Lebensplanung und um das Risiko seiner eigenen freiheitlichen Wandererexistenz. Nicht umsonst fasst er dieses Nachdenken über das eigene Leben in die Gestalt von Sprichwörtern: „Es wird keinem an der Wiege gesungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne find’t manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am besten, unverhofft kommt oft, der Mensch denkt und Gott lenkt, so meditiert ich (...) und es mir dabei (...) fast vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump.“⁸ Von den genannten Sprichwörtern stammt das Wort über Gott und den Menschen aus dem biblischen Weisheitsbuch der Sprüche, allerdings gegenüber der Bibel verkürzt. In Sprüche Salomos 16,9 heißt es: „Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg, aber der Herr allein lenkt seinen Schritt.“ Auf der bürgerlichen Seite stehen Planung, Rationalität, Zuversicht, soziale Kommunikation, später wird der Taugenichts vom „fatalen Rechnen“⁹ sprechen. Auf der Seite des Taugenichts stehen Freiheit, Zufall, Gottvertrauen und Unbekümmertheit. Als jedoch des Taugenichts Liebe zu der geheimnisvollen Frau zu scheitern droht, da erkennt er in seiner Trauer und Verzweiflung, „wie (...) ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt (...)“¹⁰ Unbekümmertheit scheint in Ausweglosigkeit zu führen. Weil das so ist, muss der Taugenichts weinen. Das zeigt das Risiko der Freiheit des Taugenichts, aber ebenso auch den Willen des Schriftstellers Eichendorff, im weiteren Gang der Geschichte seine Trauer und Verzweiflung wieder geradzurücken. Der Schriftsteller-„Gott“ zögert nicht, das drohende Scheitern der Vorsehung Gottes wieder in Ordnung zu bringen.

Als Zolleinnehmer langweilt sich der Taugenichts, er erinnert sich, dass in der Tiefe seiner Seele ein anderer Lebensentwurf schlummert: „Mit ist’s nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet.“¹¹ Die Freiheit des (zukünftigen) Wanderers bedeutet auch Einsamkeit und damit die Gefahr, im Leben zu scheitern. Als Zolleinnehmer fühlt er sich von der bürgerlichen Welt ausgeschlossen, aber er opponiert nicht dagegen: „Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eignen Gedanken zusammen; (...)“¹² Dieses scheint mir ein Schlüsselzitat für den späteren Vergleich mit dem Notizbuch des Schneidergesellen Paterna, der sich auch in seine eigenen Gedanken und

Notizen einwickelt, ohne sich über die sozialen Konsequenzen dieses Handelns bewusst zu sein.

Später, in Rom, beschreibt der Taugenichts seine Lebensorientierung mit den folgenden Worten: „Ich treibe (...) mich selbst ein bisschen herum, um die Welt zu sehn.“¹³ In diesen harmlosen Worten werden Gefährdung und Risiko der eigenen Lebensexistenz als Wanderer und Vagabund nicht mehr sichtbar, sondern sorgsam verborgen.

Immer noch in Rom bekommt der Taugenichts eine zweite Moralpredigt zu hören. Der Maler Eckbrecht beschreibt dem Taugenichts seine Situation. Er will ihm „einige Moralität zu Gemüte führen.“¹⁴ Er bezeichnet ihn als „Jüngling“, „Satyr“ und „Landstreicher“, wobei der letzte Begriff durch die Verbindung mit dem Streichen einer Geige sofort wieder relativiert wird. Und schließlich sagt der Maler, er halte den Taugenichts für ein „vazierendes Genie“. Was macht ein „Genie“? Der Maler erklärt das nicht ohne Ironie: „Wir Genies – denn ich bin auch eins – machen uns aus der Welt ebenso wenig, als sie aus uns, wir schreiten vielmehr ohne besondere Umstände in unsern Siebenmeilenstiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, gerade auf die Ewigkeit los.“¹⁵ Das Genie kümmert sich nicht um die (bürgerliche) Welt, sondern folgt stets in Freiheit seinen eigenen Ideen und Antrieben.

Der Taugenichts traut den Reden des Malers nicht richtig, er wird zornig, stört sich an seinen „unvernünftigen Reden“¹⁶. Das Wandern führt zu Freude, zum Sehen fremder Länder, zum Genuss, aber letzten Endes führt es den Taugenichts nicht zur Erfüllung seiner Liebe. Das enttäuscht ihn, und deswegen verlässt er das italienische Land seiner Sehnsucht wieder und kehrt um, nach Deutschland zurück: „Ich nahm mir nun fest vor, dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pomeranzen und

⁸ Ebd., S. 14.

⁹ Ebd., S. 24.

¹⁰ Ebd., S. 19.

¹¹ Ebd., S. 29.

¹² Ebd., S. 32.

¹³ Ebd., S. 80.

¹⁴ Ebd., S. 93.

¹⁵ Ebd., S. 94.

¹⁶ Ebd., S. 95.

⁵ Mt 6,26-27.

⁶ Eichendorff 2008 (Anm. 1), S. 7.

⁷ Ebd., S. 12.

Kammerjungfern auf ewig den Rücken zukehren, und wanderte noch zur selbigen Stunde zum Tore hinaus.“¹⁷

Auf dem Rückweg trifft der Taugenichts drei Studenten. Man trinkt und musiziert zusammen, wiederum ein Lied der Lebenspraxis und -orientierung, wegen des studentischen Milieus, wird das Fazit in lateinischer Sprache gesungen: „Beatus ille homo / Qui sedet in sua domo / Et sedet post fornacem / Et habet bonam pacem!“¹⁸ Der Taugenichts singt diesen Refrain fröhlich mit, obwohl er Latein gar nicht versteht. Eichendorff weist eigens darauf hin, dass er sich dabei an seine Zeit als Zolleinnehmer erinnert. Die geordnete bürgerliche und die riskante Vagabundenwelt stehen plötzlich in einer ganz merkwürdigen Balance zueinander. Der Katalysator für diese Umbewertung beim Taugenichts ist die Liebe. Denn er meint zu spüren, dass er ohne bürgerliche Ehe und kirchliche Trauung nicht die Liebe der geheimnisvollen Frau gewinnen kann.

Am Ende, nach seiner Rückkehr zum Schloss, wird der Taugenichts diese Liebe dann doch gewinnen. Aber dabei stellt sich auch heraus, dass er einem bedeutenden Irrtum erlegen ist. Die geheimnisvolle Frau ist keine Gräfin, sondern eine bürgerliche Frau, noch mehr: eine Waise, die auf dem Schloss nur großgezogen wurde. Damit ist auch der vermeintliche soziale Unterschied zwischen dem klassenlosen, bürgerlich geächteten Taugenichts und der adligen Dame gefallen. Es besteht kein soziales Hindernis mehr zu heiraten. Beide befinden sich auf gleicher bürgerlicher Ebene: der Taugenichts durch seine Bereitschaft, in die bürgerliche Gesellschaft zurückzukehren, die geheimnisvolle Frau, die zwar im Schloss erzogen wurde, aber nach ihrer nun aufgedeckten Herkunft, nicht dazu gehört.

Eichendorff besitzt die feine Ironie, den Taugenichts am Ende, beim Happy end, noch verkünden zu lassen¹⁹, dass er seine Hochzeitsreise nach Italien unternehmen will, nachdem er im Gefolge seiner schlechten Erfahrungen in Rom noch bekundet hatte, dass er nie mehr nach Italien zurückkehren wolle.

Insgesamt erweist sich eine oberflächliche Interpretation der Novelle als trügerisch, die einfach die Lebensorientierung des Wanderers, Vagabunden und Musikers der bürgerlichen Existenz mit Karriereplanung und Einordnung in die ständische und philisterhafte Gesellschaft gegenüberstellt und in einem zweiten Schritt die Freiheit der Vagabundenexistenz gegenüber dem Philistertum favorisiert. Richtig daran ist nur das Moment der Gegenüberstellung zweier Lebensorientierungen, die aber – so Eichendorff – wechselseitig voneinander abhängig sind und beide ihre Chancen und Gefahren besitzen. Der Clou der gesamten Novelle besteht dann daraus, dass andere Personen, der Gärtner, der Maler, die Studenten den Taugenichts als unschuldigen und naiven Novizen umwerben und ihm die je eigene Lebensorientierung schmackhaft zu machen suchen. Es macht bei aller Unschuld und Naivität die Größe der Figur des Taugenichts aus, dass er sich mit diesen angebotenen Lebensorientierungen kritisch auseinandersetzt und sich nicht von vornherein für eine dieser Lebensorientierungen entscheidet. Er sieht Vor- und Nachteile sowohl der freien Vagabundenwelt als auch der sicheren bürgerlichen Existenz.

Dazu kommt der märchenhafte Charakter der Novelle: Der Taugenichts ist ein Glückskind, dem das (göttliche) Schicksal in Gestalt seines Autors und Erfinders nichts Böses will. In diesem literarischen Charakter mag man etwas vom weltfremden und unrealistischen Eskapismus der Romantik sehen – und auch ein Spiegelbild von Eichendorffs eigener Lebensgeschichte²⁰, die sich stets spannungsvoll zwischen den Polen adliger Existenz und künstlerischen Anspruchs bewegte.

4. Das Motiv der Wanderschaft in Paternas Notizbuch

Der Schneidergeselle Paterna notiert in seinem Tagebuch Eichendorffs Gedicht „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“. Die vier Strophen sind akkurat, aber in eigenwilliger Rechtschreibung wiedergegeben. Davor hat Paterna noch eine parodierende Strophe eingefügt: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er, ins Panoptikum / dem will er seine Wunder weisen / in einer Großen Wachs Figur.“ Das ist nicht von Eichendorff und könnte wegen des holpernden Versmaßes und der ungenauen Reime sehr wohl von Paterna selbst stammen. Er könnte diesen Vers aber auch von jemand anderem, einem Wandergesellen zum Beispiel, gehört haben. Danach folgen drei der vier Strophen aus

Eichendorffs Gedicht, die zweite Strophe Eichendorffs über die „Trägen, die zuhause liegen“, lässt Paterna weg.

Wegen dieser doch gravierenden Umformungen halte ich es eher für unwahrscheinlich, dass Paterna die Novelle Eichendorffs gekannt hat. Deswegen kann an dieser Stelle kein Vergleich zwischen Paterna als wanderndem Schneidergesellen und dem Taugenichts als Vagabunden stehen. Sehr wohl aber ergeben sich Parallelen in Alltagsethik und Lebensorientierung, auf die ich eigens hinweisen will.

Dabei muss das Motiv der Wanderschaft an vorderster Stelle stehen, das sich mit dem Motiv des Tage- oder Notizbuchs im Sinne eines Itinerars verbindet.

Es war im 19. Jahrhundert noch die Regel, dass Handwerker und Gesellen auf Reisen eine Art Reisetagebuch führten. Diese Tagebücher konnten sehr verschieden ausgestaltet sein, mindestens aber waren darin Reiseroute, Aufenthaltsorte, Arbeitgeber, Dauer der Arbeit und Entlohnung notiert. Im 19. Jahrhundert erweiterten viele Handwerksgelesen diese tabellarischen Angaben durch persönliche und andere Informationen. Diese persönlichen Notizen folgen in der Regel einem bestimmen formgeschichtlichen Schema und literaturgeschichtlichen Traditionen. Sikorski erwähnt als Vorbilder die Literatur der Empfindsamkeit und den Pietismus. Sie schreibt, dass Lieder, Gedichte und Gebete, militärische Reden und eine „sprachliche Verarbeitung von Tod und Krankheit“ als „Ausdruck von Religiosität“²¹ aufgenommen wurden. Dabei kamen ein pietistisches (Bekenntnis der eigenen Sünden) und ein genialisch-romantisches Motiv (Hervorhebung der persönlichen Lebensgeschichte) zusammen.

Gedichte und Lieder hat auch Paterna in sein Tagebuch notiert. Allerdings fehlt die Erwähnung von Krankheiten bzw. zu deren Therapie. Der Schneidergeselle hat sich auch nicht mit Religion beschäftigt, sieht man einmal davon ab, dass er in seinem Lebenslauf seine Konfirmation erwähnt. Wohl aber stimmt Paternas Notizbuch mit dem allgemeinen Befund für solche Handwerkeritinerare überein, als Paterna Ausdrücke beruflicher Fachsprachen (Schneider, Architektur, Maurer) übernimmt und sogar Skizzen, Schnittmuster und Baupläne in sein Notizbuch aufnimmt.

Das Notizbuch macht auf mich nicht den Eindruck, als sei Paterna richtig als Handwerksgeleselle „auf der Walz“ gewesen²². Das trifft auch eher für Berufe aus dem Bau- und Holzbereich (Zimmermann, Maurer, Schreiner) als für das Schneiderhandwerk zu. Diese Wanderschaft „auf der Walz“ diente der Erweiterung von Berufserfahrung, bekam jedoch im späten 19. Jahrhundert immer mehr die Funktion, auf verdeckte Weise Arbeitslosigkeit aufzufangen. Die Wandierzünfte²³ waren so etwas wie eine Vermittlungsagentur für arbeitssuchende Handwerksgelesellen²⁴. So schreibt Stefanie Hose, dass es im 19. Jahrhundert eine allgemeine Erwartungshaltung für Handwerksgelesellen gab, auf Wanderschaft zu gehen: „Die Wanderschaft war bedingt durch eine gesellschaftlich tradierte Erwartungshaltung gegenüber dem beruflichen Werdegang des Handwerkers. Die Mobilität war ein Teil der zukünftigen Sozialisation des Handwerkers.“²⁵ Auch bei ihr findet sich der Verweis auf die Wanderschaft als Kompensation verdeckter Arbeitslosigkeit.

Die Wanderschaft von Handwerksgelesellen ist also im 19. Jahrhundert keineswegs ein freies Vagabudentum, wie es Eichendorff für den Taugenichts beschreibt, sondern sie umfasst eine bestimmte Lebensorientierung, die sich mit einer kodifizierten Alltagsethik verbindet, zum Beispiel Regeln für das Fernbleiben vom Heimat- oder Ausgangsort, Regeln für die Arbeitssuche, Regeln für die Hilfe, die wandernde Gesellen untereinander zu leisten verpflichtet waren. Dazu kamen eigene Symbole wie bestimmte Tätowierungen, Ansätze zu einer eigenen, nur im Kreis der Eingeweihten verständlichen Sprache, Rituale und ein

²¹ So Isa Schikorsky, *Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens ‚kleiner Leute‘* (Reihe Germanistische Linguistik 107), Tübingen 1990, S. 202.

²² Dazu N.N., Art. Wanderjahre, o.O. o.J., <http://de.wikipedia.org/wiki/Wanderjahre>.

²³ Dazu Wolfgang Albrecht und Hans Joachim Kertscher, *Wanderzwang – Wanderlust. Formen der Raum- und Sozialerfahrung zwischen Aufklärung und Frühindustrialisierung*, Tübingen 1999. Einschränkung ist zu bemerken, dass dieser Band nur den Zeitraum bis ca. 1850 abdeckt.

²⁴ Sigrid Wadauer, „Vazierende Gesellen und wandernde Arbeitslose (Österreich, ca. 1880-1938)“, in: *Übergänge und Schnittmengen. Arbeit, Migration, Bevölkerung und Wissenschaftsgeschichte in Diskussion*, hsg. von Annemarie Steidl, Wien/Köln/Weimar 2008, S. 101-131.

²⁵ Stefanie Hose, *„In unsern jungen Jahren müssen wir schon vieles erfahren‘. Handwerkerwandern im 19. Jahrhundert – wie es sich in den Wanderbüchern widerspiegelt*, http://www.beirat-fuer-geschichte.de/fileadmin/pdf/band_06/Demokratische_Geschichte_Band_06_Essay03.pdf.

besonders bewahrtes Geheimwissen, das nicht an Außenstehende weitergegeben werden durfte. Trotz der erwähnten Differenzen passt die von Eichendorff in der Figur des Taugenichts beschriebene Lebensorientierung in diese Tradition gut hinein, ist mindestens in ihrer Nähe angesiedelt.

Paterna war Schneidergeselle. Und in der Literatur des 19. Jahrhunderts war der Schneider eine typisierte Figur, und zwar eine solche, die mit deutlichen Abwertungen versehen war. Der Schneider ist eine traurige und komische Person, ein notorischer Verlierer. Der Beruf des Schneiders galt nicht als richtiger Männerberuf. Literarisch wird das zum Beispiel sichtbar in Wilhelm Buschs „Max und Moritz“ Geschichten mit dem Schneidermeister Böck, aber auch noch im dritten Akt von Richard Wagners Handwerkeroper „Die Meistersinger“.

Es gibt durchaus auch Literatur über wandernde Schneidergesellen, insbesondere die Novelle „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen“ von Franz von Gaudy aus dem Jahr 1836.²⁶ Dazu kommt der Schneider als literarischer Typ, sehr bekannt zum Beispiel in Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute“ (1874) aus dem Zyklus „Die Leute von Seldwyla“. Versucht man, diese vorgegebenen Muster und Typologien auf das Tagebuch Paternas anzuwenden, so kann man – in aller Vorsicht – folgendes sagen: Vieles, was Paterna notiert, bewegt sich im Rahmen der gängigen Muster solcher Tagebücher oder Itinerare reisender Handwerker. Es ist für das 19. Jahrhundert kennzeichnend, dass sich die Bücher von reinen Itineraren in ausführlichere Tagebücher mit persönlicheren Anmerkungen verwandelten. Paterna war ein arbeitssuchender, wenn nicht arbeitsloser Schneidergeselle auf der Suche nach Arbeit. Die damit verbundene Unsicherheit – eine fehlende dauerhafte Arbeitsstelle, dauernde Arbeitssuche, der ständige Ortswechsel, das häufige Reisen – könnte mindestens zu einer Disposition für psychische Krankheit geführt haben. Verglichen mit Eichendorffs Taugenichts zeigt sich hier doch, dass das Leben des freiheitsliebenden Geigenspielers, der sich nach Italien aufmacht, weiter von der Wirklichkeit entfernt war als die nüchterne Textcollage Paternas, der alle Romantik fremd ist und die mehr

von Elend dieser Gesellenexistenz deutlich macht, als es dem Autor vermutlich lieb war.

Alle Elemente von Paternas Tagebuch passen durchaus in das gängige Schema, das die Forschung von solchen Tagebüchern entwickelt hat:

- Reisedaten,
- Lieder und Gedichte von anderen Autoren,
- eigene lyrische Versuche,
- Berufsspezifisches (Schnittmuster für Kleidung, architektonische Ideen)
- Briefentwürfe
- Versuch der Verarbeitung eigenen Leides und eigener Kränkungen
- Versuch, die Unsicherheiten während der Wanderschaft zu verarbeiten (Gefahren, Risiken)

Der „Taugenichts“ ist aus der Ich-Perspektive seiner Hauptfigur geschrieben. Paternas Tagebuch ist ein Text, von dem sein Autor vermutlich nie gehofft hat, dass er einmal publiziert werden würde. Die Novelle richtet sich von vornherein an ein bürgerliches Publikum, dem die Frage der Lebensorientierung zwischen individueller Freiheit und bürgerlicher Sicherheit nicht fremd ist. In seinem Tagebuch schreibt Paterna zunächst im radikalen Sinne einen Text zur Selbstverständigung. Er reflektiert sein eigenes Leben, ohne die Absicht, diese Reflexionen für fremde Augen sichtbar zu machen. Deshalb kann er nicht wie der literarische Autor Eichendorff idealtypisch Lebensorientierungen gegeneinander stellen. Er will keinem Leser Anlässe zu Reflexion seines eigenen Lebens und zum poetischen Genuss anbieten. Paternas Notizbuch ist eher als eine Collage ganz heterogener Texte zu sehen, zu denen auch das paradigmatische Gedicht Eichendorffs gehört. Der Wirklichkeits- und Alltagsgehalt des Tagebuchs ist freilich sehr viel höher als die idealtypische Spätromantik in Eichendorffs Novelle. Desto geringer ist freilich auch der künstlerische Wert.

5. Gelungene und gebrochene Individuation

Die Novelle und das Notizbuch sind beide zu lesen als Dokumente der Individuation, der Persönlichkeitswerdung. Im literarischen Text werden Idealtypen als Lebensorientierung vorgestellt. Bürgerlichkeit steht gegen Vagabundentum und freie Existenz. Die Geschichte des Taugenichts ist die Geschichte einer

Selbstfindung, die sich für beide Existenzweisen differenziert und balanciert öffnet. Im Falle Paternas liegen die Verhältnisse sehr viel komplexer. Auch Paterna versucht, sich selbst zu einer Persönlichkeit zu entwickeln: Er schreibt einen Lebenslauf, er definiert sich über seine Reisen und über seinen Beruf, man erkennt ein Interesse an Liedern und Gedichten, er verfolgt im Ansatz eigene literarische und künstlerische Ambitionen. Am Lebenslauf sind jedoch auch Brüche zu erkennen und offensichtliche Konstruktionen, die keinen Anhalt an der Wirklichkeit haben. Das könnte für die beschriebene Entführung durch „Zigeuner“ gelten, das wird in jedem Fall für die Behauptung gelten, Paterna sei in Wahrheit der adlige Siegfried von Falckenriedth, der auf einem Schloss aufgewachsen sei und aus Italien stamme. Dazu kommt der Wunsch, ein eigenes Schloss mit Park zu besitzen. Dafür hat Paterna – ebenfalls im Notizbuch – eigens einen Plan entworfen.

Der Taugenichts findet zuletzt mit Hilfe der „rechten Gunst“ Gottes in eine stabile, sozial abgesicherte Existenz zurück, während Paterna genau damit scheitert. Die Differenz zwischen dem real gelebten und dem imaginierten Leben wird so groß, dass es zu dem Bruch kommt, der dann in die von der Psychiatrie der damaligen Zeit diagnostizierte psychische Krankheit führt. Irgendwann nach den Jahren der Wanderschaft als Schneidergeselle gibt es einen Bruch in seinem Leben, er fällt der Polizei als Landstreicher auf und wird schließlich in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Die unterschiedlichen Texte des Notizbuches sind in ihrer Unverbundenheit und Heterogenität Ausdruck dieses Bruches. Es bleibt offen, ob sie genauso auch Ausdruck einer bestimmten, heute genauer als damals zu fassenden psychischen Krankheit sein können. Aber auch aufgrund der Krankenakten lässt sich das heute nicht mehr entscheiden. Deutlich ist jedoch an Paternas Texten, dass Wunsch und Wirklichkeit auseinanderklaffen, der Individuationsprozess jedenfalls nicht zu einem stimmigen, bruchlosen Ergebnis führt. Diejenige Person, als die sich Paterna imaginiert, stimmt nicht mit der Person überein, als die Paterna von der Gesellschaft wahrgenommen wird. Der Landstreicher und arbeitslose Schneidergeselle ist nicht der Schlossbesitzer und Fürstensohn, als den sich Paterna gerne sähe. Die Wanderschaft, die in ihrer stilisierten Form beim Taugenichts mit Hilfe von Gottes rechter Gunst zu einem guten Ende gekommen ist, ist bei Paterna aus Gründen,

über die im Notizbuch keine Angaben zu finden, gescheitert oder mindestens nicht zu einem guten Ende gekommen. Selbst- und Fremdwahrnehmung fallen bei Paterna auseinander. Genau derselbe Prozess der Individuation verläuft beim Taugenichts sehr viel harmonischer, idealer und auch konstruierter, in einer Dialektik von Freiheit und Sicherheit, die Paterna in seiner Lebensgeschichte nie entfalten konnte.

Insofern zeigt Paternas Notizbuch die Brüche und Abgründe eines Lebens, in dem der Betroffene sich ein Leben wünschte oder phantasierte, das er nie verwirklichen konnte, und in dem die Gesellschaft den Betroffenen, in dem sie seinen Individuationsprozess²⁷ als ‚verrückt‘ qualifizierte, nie ernst nahm und durch Abschiebung und Wegsperrungen de facto beendete. Paternas Lebensgeschichte konnte kein happy end erlangen – im Gegensatz zum märchenhaften Taugenichts. Dem Schneidergesellen fehlte die unsichtbare Hand, die der Taugenichts als Gottes rechte Gunst verstand. Gewünscht aber hätte er sich diese unsichtbare Hand schon. Auch deswegen hat er dieses Gedicht notiert.

²⁶ Franz von Gaudy, *Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. Die Lebensüberdrüssigen. Zwei Noveletten*, Leipzig 1836.

²⁷ Dieser Gedanke des Individuationsprozesses zwischen dem Selbst und dem Individuum wäre nun im Vergleich mit anderen Schriftstellern weiterzuführen, zum Beispiel mit dem Portugiesen Fernando Pessoa und dessen philosophisch anspruchsvollen Texten über einen radikalen Individualismus, wie er ihn in seinem „Buch der Unruhe“ entwickelt. Vgl. dazu, unter Einschluss eines kurzen Blickes auch auf Paternas Notizbuch, Wolfgang Vögele, „Wolkenflüstern. Ein Gespräch mit Fernando Pessoa's radikaler Anthropologie“, in: *tà kataptrizómēna* H.97, 2015 (<http://www.theomag.de/97/wv21.htm>).